



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

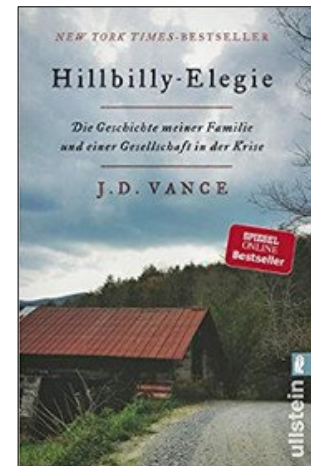
Wir leben in einer Zeit der Umbrüche – aber wohin gehen wir?

„In katastrophalen Zeiten, wenn es aussieht, als würde die Welt bald untergehen, führen die Verrückten das große Wort: Neue Religionen werden erfunden, seltsame Sekten, bizarre Philosophien, verzweifelte Versuche, mit dem Unerträglichen fertigzuwerden. Eine durchaus menschliche Reaktion. Weltuntergangswahn.“

(Paul Auster)

Endlich scheint der lange Wahlprozess in den USA einen halbwegs glimpflichen Ausgang zu finden. Bleibt abzuwarten, was Trump noch an vergifteten Pfeilen im Köcher hat. Narzissten seines Kalibers treten nicht einfach so zur Seite und verschwinden lautlos und übergeben das Weiße Haus besenrein an ihren Nachfolger. Sie haben eine Tendenz, ihren Abgang in ein großes finales Feuerwerk zu verwandeln. Ich sagte das bereits verschiedentlich.

Was bleibt, ist die Tatsache, dass Trump von über siebzig Millionen Amerikanern und Amerikanerinnen zum zweiten Mal gewählt worden ist. Einen Zugang zu diesem rätselhaften Phänomen verdanke ich unter anderem einem Roman, den ich Ihnen und euch zur Lektüre empfehlen möchte. Er stammt von J.D. Vance, heißt *Hillbilly-Elegie* und ist 2017 bei Ullstein erschienen. Hillbillies sind sogenannte „Hinterwäldler“, also Bewohner der Berge von Kentucky. Dort stößt man auf die Wähler von Donald Trump. Vance sagt: „Millionen dieser Leute sind nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Süden der USA in den Mittelwesten gezogen, um dort in der Industrie, in den Fabriken und Stahlwerken zu arbeiten. Ich verwende den Begriff in meinem Buch daher für die gesamte untere weiße Arbeiterklasse im sogenannten ‚Rostgürtel‘. Es wimmelt dort von Männern, die durch die Globalisierung überflüssig geworden sind. Und ihnen sind die gesellschaftlichen Fortschritte der letzten fünfzig Jahre scheißegal. Die Krise besteht darin, dass für diese Leute sehr, sehr wenig in die richtige Richtung geht. Die Wirtschaft funktioniert nicht mehr, es gibt kaum noch gut bezahlte Jobs in der Industrie. Die Familien funktionieren nicht mehr, die Zahl der Scheidungen steigt, ebenso Missbrauch, Gewalt, Chaos in den Familien. Es gibt eine Drogenepidemie, immer mehr Menschen werden abhängig von opiathaltigen Schmerzmitteln und Heroin. Die Leute sind krank, sie sind übergewichtig, sie sterben früher. Die Krise ist also überall. Alles, was wichtig ist, läuft falsch. Die Industriejobs sind abgewandert und es kommt einfach nichts nach. Die große politische Trennlinie verläuft in Amerika nicht mehr zwischen Linken und Rechten, sondern zwischen den Menschen, die von der Globalisierung profitieren, und denen, die darunter leiden. Die sogenannte Wissensökonomie ist das, was die Hillbillies hassen. Obama steht für ein Wirtschaftssystem, mit dem viele weiße Arbeiter die Erfahrung gemacht haben, dass es sie ausschließt. Trump ist diesen Leuten näher. Er gibt ihnen eine Stimme, er artikuliert ihre Frustrationen. Er sagte: ‚Ich liebe die Ungebildeten.‘ “ Je mehr die sogenannte liberale Elite die Trump-Wähler als Pöbel und Mob oder „white trash“ bezeichnet, desto mehr treibt sie sie Trump in die Arme. In diesen Diffamierungen lebt die alte bürgerliche Verachtung der Unterschichten fort. Und auch die Angst vor ihnen. Trump ist ungehobelt und benimmt sich wie ein Rüpel, er lügt, dass sich die Balken biegen, er hat sexistische und rassistische Ausfälle, er äußert ökonomische Schnapsideen. All das hat ihm nicht geschadet, sondern seiner Popularität eher noch Auftrieb gegeben. Wie das? Die kleinen Leute empfanden die Angriffe der liberalen Eliten auf Trump als Angriffe auf sich selbst und identifizierten sich umso mehr mit ihm. Trumps Botschaft, die seine Vulgaritäten und Aggressionen transportierten, war: „Ich bin einer von euch!“



*Hillbilly-Elegie:
Die Geschichte meiner
Familie und einer
Gesellschaft in der Krise*
Ullstein Taschenbuch

Die für uns, die Linken, spannende Frage lautet: Hätten diese Leute nicht für die Sache der radikalen Linken gewonnen werden können und müssen? Warum gelingt das nicht? Es ist das alte, schon in den 1920er Jahren von Ernst Bloch artikulierte Problem: Die Linke ist mit sich selbst beschäftigt und unfähig, die Leiden-erfahrungen der kleinen Leute zur Sprache zu bringen. Vor allem: Zu einer Sprache, die in die Phantasie greift und nicht langweilt. Die mit den Hipstern liebäugelnde Linke, die inzwischen mehr grün als rot ist, konnte die Anti-Establishment-Revolution nicht für sich nutzen. Die Linke hätte sich die Wut der kleinen Leute zu eigen zu machen, statt sie verächtlich zu machen und als primitiv zu verachten. Die Linken beschäftigen sich mit vergleichsweise luxurierenden Fragen wie der einer gendergerechten Sprache und den Interessen von sexuellen Minderheiten und haben darüber die Probleme der „kleinen Leute“ vergessen. Natürlich ist Gendergerechtigkeit kein Pappentier und ein wichtiger Bestandteil einer linken Programmatik, aber sie ist eben nicht alles und bei Weitem nicht das Wichtigste. Unsere Energien werden von der Angst in Beschlag genommen, dass wir uns womöglich nicht politisch korrekt ausdrücken und Opfer eines Shitstorms werden. Im Bann dieser Angst können wir, schrieb mir dieser Tage ein Berliner Freund, „in unserem Nachdenken nicht die Grenzen überschreiten, die überschritten werden müssen, um neue Horizonte zu entdecken“. Vor allem finden wir, solange wir im eigenen Saft schmoren, keinen Anschluss an das, was die Leute bewegt und umtreibt. Das rächt sich, weil deren Bedürfnisse vom rechten Populismus artikuliert werden.

Hätten diese Leute nicht für die Sache der radikalen Linken gewonnen werden können und müssen? Warum gelingt das nicht?

Es gibt noch ein anderes Buch, in dem viel über Amerika zu lernen ist: Geert Mak: *Amerika!* Fünfzig Jahre nachdem John Steinbeck mit seinem Hund Charley eine Rundreise¹ durch die Vereinigten Staaten unternahm, wiederholt der Niederländische Publizist und Schriftsteller Mak diese Reise. Obwohl Trump in diesem Buch, das 2012 erschienen ist, nicht vorkommt, ist doch bereits von ihm die Rede. Hier ein paar Stichworte aus meinen Notizen zum Buch von Geert Mak: Die Strategie des Populismus beobachtet Mak bereits im Jahr 2010. Obama stamme aus Kenia, sei Moslem und eben ein „Neger“. Rassistische Einstellungen bleiben meist knapp unter der Oberfläche, sagte er damals noch. Er kannte Trump noch nicht. Alles erscheint extrem zugespitzt: Hier sind Wir, und dort sind Die. Gut und Böse sind strikt getrennt. „Für die ‚Volvo-driving France-loving‘ liberals zum Beispiel ist der moderne Wohlfahrtsstaat, der auf den New Deal zurückgeht, das



Amerika!
Pantheon Verlag

1 Götz Eisenberg hat in einem Text in der Tageszeitung „junge Welt“ auf diese Reise durch die USA von John Steinbeck im Jahr 1960 Bezug genommen: <https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/369327.auf-rosinantes-r%C3%BCcken.html>



Bild von [Mike Goad](#) auf [Pixabay](#)

keinen Glauben. Man kann die politischen Auseinandersetzungen in den heutigen USA als Kampf zwischen zwei Stämmen beschreiben: dem der *Volvo-driving France-loving liberals* auf der einen, dem der *Gun-fondling rednecks* auf der anderen Seite. Die einen fahren in einer schwedischen Luxuslimousine umher, die anderen lieblosen ihr Gewehr. Die rechten Populisten sind voller Widerwillen gegen die Veränderungen der sechziger Jahre und die sogenannten liberalen Eliten, die all das verkörpern. Man möchte die kulturelle Revolution rückgängig machen, die angeblich so viel Schlechtes gebracht hat: Drogenmissbrauch, den Niedergang der Familie, den Siegeszug der Pornographie, den Zusammenbruch der bürgerlichen Kultur. Man möchte das Rad der Geschichte zurückdrehen – in eine Zeit, als die Welt vermeintlich noch in Ordnung war. In der Ordnung des „kleinen Mannes“ und seiner Frau.

Die rechten Populisten sind voller Widerwillen gegen die Veränderungen der sechziger Jahre und die sogenannten liberalen Eliten

Ein Blick aus dem Fenster zeigt, dass es heute Vormittag noch einmal sonnig werden wird. Dann soll es sich von Westen her eintrüben. Also werde ich U gleich vorschlagen, nach dem Frühstück aufzubrechen und eine Wanderung zu unternehmen. Sie schläft noch. Mich hebt es leider seit einiger Zeit immer sehr früh aus dem Bett. Hab keine Ahnung, woran das liegt. Ich fürchte, an der Angst, die seit Kindheitstagen meine ständige Begleiterin ist. Ihr therapeutisch auf den Grund zu gehen, ist es nun zu spät. Da hat sich zu viel verfestigt und abgelagert. Und außerdem lebe ich von meinen Beschädigungen, wie ein Bettler vom Vorzeigen seiner verstümmelten Gliedmaßen.

Mehr denn je sehe ich mich in der Position eines Heizers, der nach der Elektrifizierung der Eisenbahn noch ein paar Stationen mitfahren darf. Diese Duldung verdanken die Heizer dem

Umstand, dass es eine einflussreiche Gewerkschaft gab, die für ihre Interessen eintrat. Welche Gewerkschaft wird sich für Wirklichkeitsverweigerer und Auslaufmodelle wie mich starkmachen?

Ich kenne inzwischen eine ganze Reihe von Leuten, die mit dem Virus in Berührung gekommen sind. Diese Woche ging ich mit einem befreundeten Schauspieler spazieren, dessen Tochter Tänzerin ist und sich das Virus eingefangen hat. Sie weiß, wie so viele an Covid-Erkrankte, nicht, wo sie sich infiziert hat. Ich bemühe mich nach wie vor, es mir möglichst nicht einzufangen. Kontakte zu anderen Menschen habe ich nur unter freiem Himmel. Ich gehe einmal pro Woche einkaufen und mache das zu Zeiten, wo wenig Betrieb ist. U hat natürlich jeden Tag Kontakt zu Lehrern und Schülern, unter denen jemand sein könnte, der infiziert ist. Aber soll ich ihr nun monatelang aus dem Weg gehen? Oder nur mit Maske begegnen? Mit diesem Infektionsrisiko werde ich leben müssen. Ich prüfe immer mal meinen Geruchssinn, denn sein Verlust soll ein untrügliches Krankheitszeichen sein.

Im Leipzig haben am Wochenende geschätzte 20.000 Leute gegen die staatlich verordneten Corona-Maßnahmen demonstriert. Es soll wieder einmal die übliche trübe Mixtur aus Querdenkern, „besorgten Bürgern“, Esoterikern und Rechtsradikalen gewesen sein. Neunzig Prozent der Teilnehmer demonstrierten nicht nur gegen die Maßnahmen, sondern ignorierten sie auch. Die Behörden lösten die Veranstaltung nach zwei Stunden auf. Große Teile der Demonstranten zogen anschließend weiter durch die Stadt, prügeln sich mit Polizisten und Gegendemonstranten und attackierten und beschimpften Journalisten. Die Polizei hielt sich vornehm zurück und ließ die Leute gewähren. Ein Polizeisprecher erklärte am Abend, man habe die Demonstranten nur gewaltsam aufhalten können und das habe man für nicht „verhältnismäßig“ gehalten und deswegen gelassen. Wäre man mit einer linken Demonstration genauso duldsam und zurückhaltend verfahren? Eine Veranstaltung wie die in Leipzig stellt auch eine Verhöhnung des Krankenhauspersonals dar, das sich bemüht, das Leben von Covid-19-Patienten zu retten und einen drohenden Kollaps des Gesundheitssystems zu verhindern.



Bild von [rihajj](#) auf [Pixabay](#)

Im Spätsommer saß ich unter dem Pflaumenbaum im Garten unserer Herberge am Edersee. Über mir hing ein Blatt mit eigenartigen Flecken, die ihm mit einiger Phantasie das Aussehen eines Gesichtes verliehen. Ein größerer Fleck ergab den Mund, zwei kleinere darüber die Augen. Sie waren nicht ganz symmetrisch, aber dennoch waren es Augen. Das Blatt war noch grün, die Flecken waren schwarz-braun. Der untere Rand verfärbte sich gelb und war leicht eingerollt. Ich pflückte das Blatt vom Zweig und plötzlich musste ich lachen. Ich erkannte in dem Blatt das Gesicht von Donald Trump, untrüglich zu erkennen an der gelben nach vorn und oben abstehenden Tolle. Ich zeigte das Blatt herum, und alle erkannten auf Anhieb den Selbstdarsteller aus dem Weißen Haus. In den meisten von uns lebt zumindest ein Rest jener Einbildungskraft fort, die uns als Kinder in Wolken irgendwelche Gestalten aus den Märchen erkennen ließ, die unsere Eltern uns vorlasen. Über der irdischen Wirklichkeit entstand eine zweite, die von Riesen, Räubern, Hexen, Kobolden und Zauberern bevölkert war.



Bild von [tatlin](#) auf [Pixabay](#)

Wenn ich krank war und im Bett liegen musste, entdeckte ich im Muster der Tapete jede Menge Gesichter und Figuren. Am nächsten Tag waren sie verschwunden, dafür tauchten neue auf. Außer mir sah sie niemand, und wenn das Fieber sank, fand auch ich sie oft nicht mehr wieder. Stundenlang sah ich zu, wie Regentropfen die Fensterscheiben herunterrannen. Auch sie ließen Muster entstehen und zeichneten Figuren. Manchmal hauchte ich das Glas an und zeichnete mit dem Finger etwas in die von meinem Atem beschlagene Fläche. Ich agonisierte, starrte vor mich hin, beschäftigte mich mit nichts. Die Langeweile gebar das Innenleben. Sie ist als Quelle von Phantasie und Tagträumerei nicht zu verachten. Den Erwachsenen war das

natürlich suspekt, weil sich die Welt der Tagträume ihrem Zugriff und ihrer Kontrolle entzog. Sie erblickten in meinem Verhalten Vorzeichen von Lebensuntüchtigkeit, Wahnsinn und Kriminalität. Sie machten sich Sorgen und versuchten, mich zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen. Mit mäßigem Erfolg. Das Unglück meiner frühen Kindheit hat mich von der Welt abgeschnitten und nach innen getrieben. All das hat dafür gesorgt, dass ich jemand geworden bin, der gelernt hat allein zu sein und der es gut aushält, in einem Zimmer zu bleiben. Von daher war es keine Zufall, dass ich gleich zu Beginn der Pandemie in [Teil vier](#) meines Corona-Tagebuchs einen Aphorismus von Blaise Pascal zustimmend zitiert und interpretiert habe: „Alles Unglück der Menschen rührt von einer einzigen Ursache her: nicht unbeschäftigt in einem Zimmer sitzen zu können.“ Ich gebe zu, dass es mir leichter fällt, wenn in diesem Zimmer Bücher bereitliegen.

Eher beiläufig erfährt man, dass in Dänemark siebzehn Millionen Nerze getötet werden. Es besteht der Verdacht, dass sie eine mutierte Variante des Corona-Virus übertragen könnten. Erst springt das Virus vom Mensch auf den Nerz über, dann kehrt es mutiert zum Menschen zurück. Man möchte durch diese Massentötung verhindern, dass Dänemark zu einem neuen Wuhan wird. Man züchtet Nerze ihres Fells wegen, aus dem Nerzjacken gefertigt werden, die sich bei gewissen Frauen, seltener auch bei Männern, großer Beliebtheit erfreuen. Es wäre nur gerecht, wenn nur diese Pelzträgerinnen und Pelzträger vom neuen Corona-Virus befallen würden. Vor einiger Zeit traf ich auf einem Spaziergang ein Wiesel, ein naher Verwandter des Nerzes. Es kam gerade aus seinem Versteck in einem hohlen Baum und sah mich mit seinen Knopfaugen verdutzt an. Eine Weile beäugten wir uns wechselseitig, von dem Vertrauen getragen, dass wir uns nichts tun würden. Ich jedenfalls könnte es nicht erschlagen, ihm das Fell abziehen und mir aus ihm einen Mantelkragen machen lassen.



Bild von [Dawid Śliwka](#) auf [Pixabay](#)

„Wir werden zombifiziert“, sagt Max.

„Wir werden verspatzenhirnt.“

(Don DeLillo)

Die Medien versprachen, als sie im Zeitalter der Aufklärung entstanden, Unwissen zu verringern, Vorurteile abzubauen und die Intelligenz der Menschen zu fördern. Sie wollten und sollten die Leser zum Selberdenken anhalten und es ihnen ermöglichen, Zusammenhänge herzustellen und sich einen Reim auf das zu machen, was in der Gesellschaft los war. Die Zeitungslektüre wurde, wie Hegel bemerkte, zum Morgengebet der erwachenden



Bild von [Pezibear](#) auf [Pixabay](#)

bürgerlichen Gesellschaft. Die von Zeitungen verbreiteten Nachrichten lösten Kirche und Religion als Quelle der Orientierung und als Prüfstein der Autorität ab. Gustave Flaubert gehörte zu denen, die im 19. Jahrhundert den Aufstieg der Zeitungen zur Massenware und ihre Mutation zu Instrumenten der Manipulation erlebten. Die Erfindung der mechanisch angetriebenen Druckmaschine und der Bau von Eisenbahnlinien machte die

Verbreitung von auflagenstarken Zeitungen möglich. Zuvor hatte es nur einzelne, schlecht gedruckte lokale Nachrichtenblätter oder umlaufende Gerüchte gegeben, die vom fahrenden Volk kolportiert und auf Jahrmärkten verbreitet wurden. Die Vermassung der Zeitungen ging in den Augen Flauberts mit einer neuen Form der Dummheit einher, einer Dummheit, die er für weit verheerender hielt als die zuvor bestehende Unwissenheit. Anstatt Unwissenheit durch Wissen zu ersetzen, werde die neue Form der Dummheit durch das Wissen erst hervor gebracht. Der moderne Idiot, könnte man pointiert formulieren, ist bestens informiert. Bloße Informationen helfen nicht weiter bei Erkennen der Wahrheit, die erst am Ende langwieriger innerer Bearbeitungsprozesse zutage tritt. Die Leute konsumieren morgens die Zeitungen und kauen sie den ganzen Tag über wieder, bis sie am Abend im Wirtshaus das Gelesene als eigene Meinung herausposaunen und sich schulterklopfend in ihren Meinungen bestärken.

Der Stammtisch ist die Urform der Filterblase. Flaubert hat diesen Typus in seinem Roman *Madame Bovary* in Gestalt des Apothekers Homais mit kaum verhohlener Abscheu beschrieben. Um 1870 herum begann Flaubert, über Klischees, Dummheiten und Kalauer, die durch die Medien verbreitet wurden, Buch zu führen und sie in sein *Wörterbuch der Gemeinplätze* aufzunehmen. Heute würde er nach ein paar Stunden Radiohören und Talkshow-Schauen garantiert folgende Phrasen in eine Neuauflage des Wörterbuchs aufnehmen: Da bin ich ganz

bei Ihnen; das ist es doch, was am Ende des Tages zählt; da muss noch an ein paar Stellschrauben gedreht werden; jemand muss noch ins Boot geholt werden; wir sind gut aufgestellt, auf Augenhöhe, wertschätzend, achtsam, nachhaltig und mega cool sind wir sowieso.



Bild von [Colin Behrens](#) auf [Pixabay](#)

Heute verbreitet sich die Dummheit zuvörderst über die sogenannten sozialen Medien. Die klassischen Medien wie Rundfunk und Zeitungen befinden sich seit Langem auf dem absteigenden Ast. Das Zeitungssterben begann, als das Fernsehen in den Alltag einzog. Bis dahin erzählte die Zeitung am Morgen, was bis zum Abend des Vortages geschehen war.

Danach erzählte sie, was die Leute bereits seit dem Vorabend aus den Fernsehnachrichten wussten. Das musste zu einer Krise des Mediums Tageszeitung führen. Internet und Smartphones haben die Krise der Zeitungen verschärft. Was auf der Welt los ist, erfahren sie meisten Zeitgenossen über die sozialen Medien. Nur dass es dort selten wirklich Nachrichten gibt, sondern eher Filterblasengeblubber. „Woher weißt du das?“, fragt man verblüfft jemanden, der mit dem Gestus der Gewissheit irgendeinen Blödsinn verkündet. „Aus dem Internet“, erhält man prompt zur Antwort, als wäre das ein Garant für Wahrheit. Dabei weiß man im Internet nie, wer zu einem spricht und aus welcher Quelle jemand sein vermeintliches Wissen schöpft. Es fehlt im Internet die Funktion einer guten Zeitungsredaktion als Filter und Auswahl, es fehlt eine gekonnte Überprüfung der eingehenden Nachrichten auf Echtheit und Glaubwürdigkeit. Das Netz übt seinen großen Einfluss auf die öffentliche Meinung regellos und meist anonym aus, ohne Ordnung und Tiefenschärfe. Alles flottiert frei im Raum, die Lüge besitzt den gleichen Rang wie die Wahrheit. Alles schwimmt zu einem chaotischen Nachrichten- und Meinungsbrei. Wer einmal sein Interesse an einer Falschmeldung bekundet hat, wird fürderhin zuverlässig mit weiteren Falschmeldungen und Lügen beliefert. Bei seriösen Zeitungen ist das anders, sie verfügen über qualifiziertes Personal und haben eine feste Adresse, an die man sich im Zweifel wenden kann. Der Filterblasen-Effekt hat sich in den letzten Monaten im Kontext des amerikanischen Wahlkampfes und der Corona-Berichterstattung zum Paroxysmus – das heißt ins Wahn- und Krankhafte - gesteigert. Eine eigenartige Ironie der Geschichte könnte nun, da viele Leute das Filterblasengeblubber satt haben, dafür sorgen, dass Zeitungen sich auf ihre alte aufklärerische Funktion aus der heroischen Phase des bürgerlichen Aufstiegs besinnen. Sie hatten sie in dem Maße eingebüßt, wie sie sich zur Apo-

**Alles flottiert frei im
Raum, die Lüge besitzt
den gleichen Rang wie
die Wahrheit.**

logeten des an die Macht gelangten Bürgertums gemacht hatten und seine Herrschaft journalistisch absicherten. Pressefreiheit sei „die Freiheit von zweihundert reichen Leuten, ihre Meinung zu verbreiten“, kommentierte der Journalist Paul Sethe diesen Zustand. Heute, da das Geschäft der Manipulation, Verblödung und Vernebelung vorrangig von den elektronischen Medien und Algorithmen betrieben wird, könnten die guten alten Printmedien sich wieder zum Sprachrohr von Aufklärung und Emanzipation entwickeln. Es gibt ein wachsendes Bedürfnis nach Antworten auf Fragen wie: Warum geht die Welt im Zeichen eines entfesselten Marktes vor die Hunde? Warum zahlt es sich für bestimmte Leute aus, den Globus zu zerstören? Warum wird, um ein Beispiel aus unserer Region anzuführen, ein Jahrhunderte alter Mischwald der Schließung einer Autobahnücke geopfert? Könnten wir nicht mit weniger Plastik, Beton, Automobilen ein besseres Leben führen? Warum akzeptieren wir Konsum als Ersatzbefriedigung für all die Sachen, die wir uns eigentlich wünschen: Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinnhaftigkeit des Lebens, also einen Zustand der Kohärenz und aufgehobener Entfremdung? Gute Zeitungen sollten sich zum Sprachrohr dieser Bedürfnisse machen. Das könnte auch ihr Überleben sichern.

Trump zeigt erste Anzeichen von Einsicht. Man könnte auch sagen: Er schwächelt. Realitätsverleugnung, wie er sie in den letzten Wochen vermehrt betreibt, ist kein Pappentstiel und verschlingt Unmengen von psychischer Energie. Immer, wenn ich ihn in den Tagen nach der Wahl sah, dachte ich: Irgendwann wird er zusammenbrechen. Zusammensacken wie ein Ballon, aus dem die Luft entweicht. Gestern sagte er auf einer Pressekonferenz, mit ihm werde es in den USA keinen Lockdown geben. Was eine eventuelle neue Regierung ab Januar machen werde, wisse er nicht. Vielleicht ist ihm das aber auch nur so rausgerutscht.

Hierzulande steigt die Zahl der Neuinfektionen weiter. Noch zeigen die im November verhängten Maßnahmen keine erkennbare Wirkung. In Gießen gilt in der Innenstadt seit einer Woche eine generelle Maskenpflicht. Sie soll da, wo es häufig zu Gedränge kommt und der Mindestabstand nur schwer eingehalten werden kann, für einen leidlichen Schutz sorgen. Nach meiner Beobachtung halten sich nur die Hälfte der Leute an diese Anordnung. Der Prozentsatz schwankt je nach Tageszeit und soziologischer Zusammensetzung der Kundschaft. Eben, am späten Samstagnach-



Bild von [Elchinator](#) auf [Pixabay](#)

mittag, scherte sich kaum noch jemand um die Maskenpflicht. Der Prozentsatz derer, die einen Mund-Nasen-Schutz trugen, lag vielleicht noch bei zwanzig Prozent. Viele junge männliche Migranten scheinen es mit ihrer Würde nicht vereinbaren zu können. Maskenträger sind in ihren Augen Schwuchteln. In lockeren Gruppen schlendern sie umher, Küsschen und Umarmung zur Begrüßung sind weiter Standard. Uns kann keiner, Corona schon gar nicht.

Große Plakate und Schilder weisen auf die Maskenpflicht hin. Vielleicht sollte man diese Aufforderung zumindest auch ins Türkische und Russische übersetzen, damit die Ausrede entfällt, man habe von nichts gewusst. Ein paar Mal sah ich Lautsprecherwagen der Ordnungspolizei durch die Fußgängerzone fahren und Durchsagen machen. Die waren aber derart vernuschelt und leise, dass niemand sie verstehen konnte. Man vernahm eher so ein Krächzen und Rauschen. Wenn man es wirklich ernst meinen würde mit der Anordnung, müsste man auch den Verkauf von Coffee-to-go und das Rauchen verbieten, denn Kaffeetrinken und Rauchen gehen nun mal nicht mit Maske. Es wäre lange schon ein Gebot der ökologischen Vernunft, diese elenden Kaffee-Becher aus dem Verkehr zu ziehen, von denen allein in Deutschland jährlich drei Milliarden verbraucht werden.

Meine Freiheit findet ihre Grenze in der Freiheit der anderen

Im Gefängnis habe ich gelernt, dass Anordnungen, deren Einhaltung nicht kontrolliert werden kann, nichts wert sind. Im Gegenteil: Sie geben die Autorität der Lächerlichkeit preis und tragen zu ihrer Aushöhlung bei. Wir leiden ja schon lange nicht mehr unter einem Übermaß an Autorität, sondern eher unter einem allgemeinen Schwund jedweder Autorität. Dieser erfasst auch jene Formen von Autorität, die vernünftig begründet und sachlich fundiert sind. Freiwillige Disziplin und die Akzeptanz einer Autorität, die ihre Begründung offenlegt und mit sich reden lässt, ist die Grundlage der Freiheit. Diese besteht eben gerade nicht darin, dass jeder tut, was er will und worauf der Lust hat. Das wäre die Freiheit des Fuchses im Hühnerstall. Meine Freiheit findet ihre Grenze in der Freiheit der anderen, die ich durch meine Freiheitsausübung nicht in ihrer Freiheit einschränken darf. Diese alte kantische Maxime sollten sich die Querdenker und Corona-Leugner hinter die Ohren schreiben.

Gestern sah ich *Der Mensch erscheint im Holozän* von Max Frisch in einer Theaterbearbeitung vom Schauspielhaus Zürich. Mir ist die ganze Nacht der Satz nachgegangen: „Katastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt; die Natur kennt keine Katastrophen.“ Ein Freund hat mir mal erzählt, am Eingang eines amerikanischen Naturparks stünden Schilder, auf denen als Warnung an leichtsinnige Touristen zu lesen sei: „Der Natur bist du gleichgültig.“

Gestern in den Abendnachrichten auf dem Deutschlandfunk hörte ich, dass die Arbeitgeber scharf gegen die in der Beschlussvorlage des Kanzleramtes zu den Anti-Corona-Maßnahmen vorgesehene Quarantäne für Schulkinder mit Erkältungssymptomen protestiert haben. Das, so die Arbeitgeber, würde binnen Kurzem darauf hinauslaufen, dass Betriebe schließen müssten. Und so etwas kommt natürlich nicht in Frage. Corona darf auf keinen Fall die Produktion hemmen! Trotz allem Drumherumgerede ist es immer noch so, dass in einer kapitalistischen Gesellschaft Entscheidungen letztlich unter dem Aspekt der Profitrate getroffen werden. So einfach ist das. „Die Kompliziertheit ist nur ein Schleier, um die Einfachheit zu verdecken“, sagte Adorno 1939 in einer Diskussion am emigrierten Institut für Sozialforschung zum Thema *Aktualität des Marxismus*.

Heute Nacht träumte mich, ich hätte mir bei einem Fahrradunfall meine rechte Hand verletzt. Sie war nur noch ein blutiger Klumpen. Sofort, also noch im Traum, wurde mir klar, dass es nun aus wäre mit dem Schreiben. Das schien mir das Schlimmste. Das Nachgefühl des Traums begleitet mich durch den Tag. Ich fuhr extrem vorsichtig mit dem Rad zum Wochenmarkt. Gegen Mittag wird der Nebel sich lichten und die Sonne wird herauskommen. Ich werde das Rad besteigen und aus der Stadt hinausfahren. Es zieht mich immer wieder an die Lahn. „Flüsse sind gnadenlose Symbole für das Vergehen der Zeit“, auf dieses Zitat von Heinrich Heine stieß ich dieser Tage in Henning Boetius' Roman *Der weiße Abgrund*. Vielleicht liegt darin meine Faszination begründet. Der weiße Abgrund ist eine Heinesche Metapher für den Tod. Er spricht davon in einem Brief an Julius Campe, aus dem Boetius eine Passage zitiert und seinem Buch voranstellt. „Das holdselige Bewusstsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauerhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.“ Boetius schildert ein Duell, auf das Heine sich einließ, obwohl seine Schießkünste äußerst mangelhaft waren und er unter extremer Kurzsichtigkeit litt. Sein Schuss ging denn auch in die Baumkronen, aus denen sich ein Schwarm Krähen erhob. Er selbst wurde leicht verletzt und kommentierte beim Abtransport in der Kutsche seinen Schuss so: „Ich habe auf Gott geschossen, aber ich habe ihn offenbar verfehlt.“

Beim Thema Heine sprang die Hirnantilope zu einem alten jüdischen Zuhälter, der mir vor vielen Jahren im Gefängnis begegnet ist. Er nahm an der Schreibwerkstatt teil, die ich mit ein paar Freunden Anfang der 1980er Jahre durchführte. Dieter entstammte der alten jüdischen Unterwelt Frankfurts, die im Niedergang begriffen war, weil junge Wilde aus dem Osten Europas das Geschäft mit brutalen Methoden an sich rissen. Nachdem er aus der Haft entlassen



©Christel Stroh 2020

worden war, habe ich ihn gelegentlich in Frankfurt besucht. Er besaß zwei Bullterrier, die ich schrecklich fand und vor denen ich mich fürchtete, obwohl Dieter schwor, dass sie zahm wären wie Schoßhündchen. Dieter wohnte mir einer seiner Schwestern zusammen und sah unentwegt Coppolas Film *Apocalypse Now*. Ich hatte Mühe, ihn davon zu überzeugen, ihn während meines Besuchs mal für kurze Zeit auszumachen. Er liebte besonders die Stelle, wo die amerikanischen Helikopter mit Wagner-Musik ein vietnamesisches Dorf angreifen. Er führte sie mir mehrfach vor und wollte unbedingt, dass ich seine Begeisterung teilte, was mir aber nicht richtig gelingen wollte. Manchmal rief Dieter mich mitten in der Nacht an und bat mich, ihm Heines Gedicht *Rückschau* aus der Gedichtsammlung *Romanzero* vorzulesen. Ich tappte also schlaftrunken ans Bücherregal und holte den dicken Backstein der Heine-Werke vom obersten Regalbrett und las ihm das Gedicht vor. Er wollte unbedingt, dass ich es bei seiner Beerdigung vortrage. Das Gedicht ist wirklich großartig, und ich hätte es bestimmt gemacht. Wir haben uns allerdings aus den Augen und Ohren verloren und ich weiß nicht, ob Dieter noch lebt.

Als ich am Sonntag weit draußen über die Felder und Wiesen ging, kam mir ein älteres Ehepaar entgegen. Als die beiden meiner ansichtig wurden, zogen sie sich hastig ihre Masken über und gingen im Gänsemarsch und gesenktem Blick an mir vorüber. Der Weg war breit, es ging ein heftiger Wind und wir waren allein auf weiter Flur; es bestand also keinerlei Infektionsgefahr. Das war kein „leises Anwachsen des paranoiden Faktors im menschlichen Verhalten“, von dem Sloterdijk im Frühjahr sprach, das war eine ausgewachsene Paranoia. Ich hatte zunächst vorgehabt, das Wort an die beiden zu richten, ließ es aber, um sie nicht noch weiter in Panik zu versetzen.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine

und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ **[Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)**

☛ **[Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)**